

Eschatologisch-Soteriologische Aspekte in Cormac McCarthy's Roman: „The Road/Die Straße“

Peter Blomen



Topologik
E-ISSN
2036-5462

Cite this article:

Blomen, P. (2012), «Eschatologisch-Soteriologische Aspekte in Cormac McCarthy's Roman: „The Road/Die Straße“», in *Topologik – Rivista Internazionale di Scienze Filosofiche, Pedagogiche e Sociali*, Issue n°11: 14-39.

Subject Area:

Philosophical Studies

Short Biography of Peter Blomen

Collaborates to the Journal 'Concordia - International Journal of Philosophy', founded and directed by Prof. Raúl Fornet-Betancourt. Has published articles in academic journals and essays in collective works, among them: «Dekonstruktion und Metaphysik. Studien zur Metaphysikkritik von Jacques Derrida», in 'Concordia', Reihe Monographie (CRM), vol. 23, Verlag der Augustinus Buchhandlung. – Aachen 1998; «Pier Paolo Pasolinis Traum – Eine Hommage an den italienischen Filmemacher, Dichter und Kritiker (1922-1975)», in *Concordia*, Issue 55, Aachen 2009; «Reflexionen zum Bedeutungsgehalt des Begriffs „Homo Sacer“ im Werk Giorgio Agambens», in *Topologik. Rivista Internazionale di Scienze Filosofiche, Pedagogiche e Sociali*, Issue/N.9/2011 – Calabria, Italy – Fondata e diretta da / Founded and directed by Prof. Michele Borrelli.

Abstract zu: *Eschatologische und Soteriologische Aspekte in Cormac McCarthy's Roman „Die Straße“*

Meine Überlegungen gehen von der Tatsache aus, dass McCarthy's „Die Straße“/“The Road“ von den Kritikern als das „dem Alten Testament am nächsten kommende Buch der Literaturgeschichte“ ausgelobt wurde. Zunächst wird in diesem Essay nach den philosophisch-metaphysischen Fundamenten des McCarthyschen Werkes als Ganzem gefragt. Hierzu werden Verbindungen zur Ontologie Martin Heideggers hergestellt und es wird insbesondere nach seinem Verständnis von Humanität gefragt. Diese philosophischen Denkwege werden in aller Kürze auf ein frühes Werk McCarthy's, „Draußen im Dunkel“/„Outer Dark“, angewendet.

Im Hauptteil der Überlegungen fokussiere ich mich auf Aspekte und Elemente der judäo-christlichen Traditionen, die sich in quantitativ großer Zahl in McCarthy's Roman „Die Straße“ entdecken lassen. Gleichwohl fanden diese Traditionen ihren Eingang in Weltliteratur, auf die McCarthy direkt-indirekt zurückgreift. Ein großer Teil meiner Textanalyse ist daher den verborgenen Anteilen der eschatologisch-soteriologischen Literaturen, wie sie sich in dem Roman „Die Straße“ wieder finden, gewidmet.

Entscheidend ist jedoch, dass McCarthy die Anleihen, die er bei der apokalyptisch-eschatologisch geprägten, literarischen Tradition vor-nimmt, nicht nur in hyperbolischer Weise für seine eigenen literarischen Zwecke verwendet, sondern darüber hinaus die Apokalypse unserer Zeit und die daraus hervorgehende Erlösung in Gestalt des Vater-Sohn-Verhältnisses, das über den Tod hinaus hält und trägt, andenkt. McCarthy's wichtigste Botschaft besteht eben nicht lediglich darin, dass die Menschheit sich selbst – verdienstermaßen – ihr Ende bereitet, sondern die ungleich hoffnungsfrohere Botschaft, die das Buch transportiert, ist der wichtigsten Glaubensaussage des Hl. Paulus im *Ersten Korintherbrief* verpflichtet: Dass aus Schmerz, Trauer und Asche die Welt in Schönheit und Anmut wieder erstehen kann – vorausgesetzt, wir verlören deren tragende Fundamente nicht: *Glaube, Hoffnung und Liebe (1 Kor 13, 13)*.

Schlüsselwörter: Apokalypse, Aschenspur, Pilgerschaft, Hoffnung, Liebe.

Abstract to: *Eschatological and Soteriological Aspects in Cormac McCarthy's Novel „The Road“*

My deliberations emanate from the fact that McCarthy's "The Road" was praised by the critics as the "book nearest approaching the Old Testament in the history of literature". In the first instance, in this essay, consideration was given as to the philosophical-metaphysical foundations of this work of McCarthy's as a whole. Moreover, connections with the Ontology of Martin Heidegger were established and, in particular, consideration with regard to his understanding of Humanity. These philosophical ways of thinking were, very briefly, applied to an early work of McCarthy's, "Outer Dark".

In the main part of the deliberations I focus on the aspects and elements of the Judeo-Christian traditions which can be detected, in quantitatively large numbers, in McCarthy's novel "The Road". Nevertheless, these traditions found their way into world literature to which McCarthy refers directly or indirectly. A large part of my text analysis is devoted to the hidden parts of the eschatological-soteriological literature, as they appear again in the novel "The Road"

Decisive, however, is that the loan which McCarthy takes in hand from the eschatological-soteriological characterised literary tradition, not only in a hyperbolical manner for his own literary purposes rather over and above the apocalypse of our time and the therefrom emerging redemption in the form of the Father-Son-Relationship, which is commemorated over and beyond death. McCarthy's most important message exists not merely therein that the human race itself – deservedly – prepares its own end, rather the by far happier hopeful message that the book conveys, is the most important assertion of belief that St. Paul in the first *Letter to the Corinthians* undertakes: That the world, from pain, sorrow and ashes, may rise again in beauty and grace – presupposing we have not lost its supporting foundations: *Belief, Hope and Love (1 Cor 13,13)*.

Keywords: Apocalypse, Trail of ashes, Pilgrimage, Hope, Love.

Vorüberlegungen

Der zeitgenössische amerikanische Schriftsteller *Cormac McCarthy* (*1933, in Rhode Island) beschäftigt seit langem die Rezipienten seines vielschichtig verzweigten Werkes – Anlass genug, sich fokussiert, das heißt, sich mit spezifischen Textauszügen dieses *work in progress* auseinander zu setzen, um Teile des vorliegenden Textkorpus im Hinblick auf Themen und Aspekte zu analysieren, die sich leitmotivisch durch große Teile des Oeuvres McCarthy's ziehen und diese einer kritischen Würdigung zu unterziehen.¹

Ein zweiter Schwerpunkt des Diskurses bzw. der literarisch-hermeneutischen Analyse wird in der Auseinandersetzung mit der Frage bestehen, inwiefern theologisch-metaphysische sowie eschatologisch-soteriologische Aspekte den Duktus, das Prinzip der Dialogizität und die Intentionalität hinsichtlich eines oder mehrerer literarisch-philosophisch-ikonographischer Grundgedanken das Werk *McCarthy's* durchgängig beeinflusst und geprägt haben.

Wesenhafte Heimatlosigkeit

Der Himmel über McCarthy's Protagonisten ist düster und dessen Farben sind beängstigend, mitunter faszinierend beängstigend. Wer diese Räume literarischer Imaginationskraft betritt, sollte sich darauf vorbereiten, Anspielungen auf bedeutende Kunstwerke christlicher Ikonographie, wie sie sich in den Künsten des *Hieronymus Bosch*, *Dante Alighieris*, *Michelangelo da Buonarrotis* oder innerhalb der Visionen des Apokalyptikers, *Johannes auf Patmos*, manifestieren – *alle mehr oder weniger offensichtlich in unsere sogenannte „Moderne“* transportiert–, zu begegnen – Ebenso werden sich Leser/innen mit gnostisch-neuplatonischem bzw. philosophischem Gedankengut konfrontiert sehen, wie sie sich gleichermaßen mit apokryphen Philosophemen sowie alt- bzw. *neutestamentlichen Theologumena* vertraut machen sollten.

Manche Werke McCarthy's wurden als literarische Vorlagen für deren cineastische Adaptionen benutzt (z.B.: *All die schönen Pferde*, *Kein Land für alte Männer* oder zuletzt: *Die Straße*) – gleichwohl kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die Wucht und Intensität literarisch dokumentierter Gewalt, die das Gefühl der Ausweglosigkeit menschlichen Daseins verstärken, nicht annähernd cineastisch realisiert

¹ So urteilt der Chefkritiker des Londoner Guardian, James Wood, in seinem jüngst erschienen Buch: „Solche Stellen sind kaum Beispiele von Flüchtigkeit, sie bezeugen viel eher, dass ein Stil seine Schlüss-igkeit erreicht hat. Dass eine Art platonischer Idee erreicht ist – es sind die besten und deshalb nicht zu übertreffenden Worte für jene Erscheinung.“ – Wood hatte sich zuvor auf eine markante Textstelle aus Cormac McCarthy's *Die Abendröte im Westen* bezogen: „(...) die blauen Gebirgsketten standen mit den Füßen auf ihrem blasseren Abbild im Sand“, um zu dieser Einschätzung der stilistischen Dignität der Metaphorik McCarthy's zu gelangen. – James Wood, *Die Kunst des Erzählens*, 1.Auflage 2011, Hamburg., S. 216.

werden könnten, wenn die entsprechenden Regisseure nicht auf engste Weise mit McCarthy kooperiert, ihn selbst bei den Dreharbeiten zu Rate gezogen und sich nicht auf beinahe analoge Weise an die literarische Vorlage gehalten hätten, so z.B. zuletzt bei den cineastischen Adaptionen der Werke: „*The Road*“ oder „*No country for old men*“.

Die Protagonisten in McCarthys literarischem Universum sind durch-gängig und allesamt *Verlorene, Verdammte* eines scheinbar nicht mehr vorhandenen bzw. zu findenden Seins, das einst Fülle und Hoffnung auf Zukunft zu versprechen schien. Sie taumeln und irren durch ihr Leben, auf der Suche nach Glück und Erlösung und werden im Verlauf der Entwicklung der Handlungsstränge in immer tiefere Verzweiflung und Ausweglosigkeit gestürzt: so, als wollte der Autor, als Chronist der Sinn- und Bedeutungslosigkeit allen Lebens auf Er-den, ein *Kainsmal* unter seine Chroniken einer fehl- bzw. irregeleiteten Spezies setzen – als bleibendes Zeichen des unerlösten Seins und der Hoffnungslosigkeit, die die menschliche Existenz determinieren.

Martin Heidegger hatte in seinem Brief an *Jean Beaufret*: „*Über den Humanismus*“, vom Sich-Versagen der Götter, von bleibender Nacht, von der Dämmerung des Tages des Heiligen, vom Neuerscheinen des Gottes und der Götter gesprochen: „*Das Heilige aber, das nur erst der Wesensraum der Gottheit ist, die selbst wiederum nur die Dimension für die Götter und den Gott gewährt, kommt dann allein ins Scheinen, wenn zuvor und in langer Vorbereitung das Sein selbst sich gelichtet hat und in seiner Wahrheit erfahren ist. Nur so beginnt aus dem Sein die Überwindung der Heimatlosigkeit, in der nicht nur die Menschen, sondern das Wesen des Menschen umherirren.*“²

Auf diese Weise definiert Heidegger die Heimatlosigkeit des Menschen, die nach seiner Einsicht in der *Seinsverlassenheit des Seienden*, beruht, die ihrerseits zeichenhaft auf die *Seinsvergessenheit* verweist und der zu Folge die *Wahrheit des Seins* ungedacht bleibt und wie Heidegger an anderer Stelle formuliert: „*Das Sein als das Geschick, das Wahrheit schickt, bleibt verborgen*“, eine Verborgenheit einhergehend mit dem Verlust einer Mitte, dessen Auswirkung, als *Heimatlosigkeit* beschrieben, zum *Weltschicksal* wird.³

Heidegger findet berührend-beängstigende Metaphern zur Umschreibung dessen, was wir als Befindlichkeit einer grundsätzlichen, sich universalisierenden Existenzweise, wahrnehmen: Entfremdung, einhergehend mit dem Wissen um den nicht mehr aufzuhaltenden bzw. zu heilenden Selbstverlust.⁴

² Heidegger, Martin, *Über den Humanismus*, Frankfurt am Main 1949, S. 26.

³ Heidegger, M., *Über den Humanismus*. 26 – 27.

⁴ Drei Streiflichter aus moderner Sicht seien auf das von Heidegger beschriebene Phänomen der *Entfremdung*, die die *conditio humana* in allen Belangen betrifft, geworfen: Die Studie von Alain Ehrenberg, *Das erschöpfte Selbst*, Frankfurt am Main, 1. Auflage 2008 sowie die Beschreibung der Wiedergewinnung des verlorenen Selbst in dem Werk von Piet C. Kuiper, *Seelenfinsternis*, Frankfurt am Main, 5. Auflage 1999, nicht zuletzt die aufwühlende Analyse des Selbst- und Weltverlusts aus der Sicht des amerikanischen Autors David Foster Wallace, *Infinite Jest*, dt.: *Unendlicher Spaß*, 2. Auflage 2009, Köln, sollen in diesem Zusammenhang als Fortschreibung der psychoanalytischen Weitsichtigkeit und Luzidität *Heideggerscher Denkwege* genannt werden.

Was kann Heidegger als scharfsichtiger Analytiker von Befindlichkeiten auf diesen fortschreitenden Verlust von *Wahrheit, Sein und Selbst*, kurz: von *wesentlicher Heimatlosigkeit*, antworten, welchen Plan von der Abschaffung des Dunkels schmiedet er – und vor allem dies: inwiefern korrelieren Heideggers anthropologische Analysen und die Lebenswelten der auf verlorenen Posten agierenden Protagonisten des amerikanischen Romanciers McCarthy?

Heideggers Antwort auf diese existenzielle Aporie, die *wesenhafte Heimatlosigkeit*, die im Zentrum des *Da-seins* selbst zu verorten ist, lautet, dass der Mensch *seinsgeschichtlich* denken lernen müsse und dass das Geschick des Menschen darin bestünde, „dass er in die Wahrheit des Seins findet und sich zu diesem Finden auf den Weg macht.“

⁵ Andererseits verhehlt Heidegger in seiner Existenzialanalyse nicht, dass der Mensch nach dem *Sündenfall*, den Heidegger in seiner originären Terminologie als *Ausgestoßen sein aus der Wahrheit des Seins* metaphorisiert, um sich selbst kreist, ein schwindelerregendes, an kein Ziel gelangendes sich-im-Kreise-Drehens, ein sinnentbehrendes Drehen und Kreisen um sich selbst – Beschrieben wird auf diese Weise das *animal rationale* auf der Suche nach und Rückgewinnung der verlorenen, der wesentlichen bzw. *wesenhaften Heimat*.⁶ Heidegger zeichnet das Bild des Menschen im Zustand *post-peccatum originale*, theologisch gesprochen ist dieses *mit Vernunft begabte Lebewesen ein Ausgestoßener, Suchender, Pilgernder* oder erneut mit Heideggers Worten: *Da-sein in der Geworfenheit* – Heideggers Diktion jedoch bleibt nicht in der Beschreibung des Menschen als eines nur ins Dasein geworfenen „*animal rationale*“ stehen, er hebt einerseits den Unterschied zwischen *Sein und Seiendem, die ontisch-ontologische Differenz* hervor, indem er darauf insistiert, dass der Mensch nicht der *Herr des Seienden* ist und nobilitiert im folgenden Verlauf dieser hier analysierten Textstelle diesen Suchenden andererseits als *Hirten des Seins*.

Das so zurückgewonnene, rehabilitierte und gleichermaßen nobilitierte *seinsgeschichtliche Wesen* des Menschen beschreibt diesen als in der *Nähe des Seins* Wohnenden, ja, als *Nachbarn des Seins*.⁷ Diesen elaborierten Gedanken der *humanitas des homo humanus* bezeichnet Heidegger als *Humanismus im äußersten Sinn*, da es der Humanismus sei, „*der die Menschheit des Menschen aus der Nähe zum Sein denkt*.“⁸

Ich werde im weiteren Verlauf dieser Überlegungen nachzuweisen versuchen, dass McCarthy beide Pole menschlichen Daseins: *Seins-nähe und -ferne*, auf gleichermaßen extreme Weise innerhalb der letzten Jahrzehnte seines schriftstellerischen Schaffens zur Darstellung gebracht hat. Dabei werde ich den zeitlichen Bogen spannen zwischen einer der ersten Veröffentlichungen *Outer Dark* und seinem bislang jüngst erschienenen Werk, *The Road*: Obwohl alle Versuche, den Menschen auf eine Weise auszuzeichnen, wie der

⁵ Heidegger, M. – Ebd. S. 28

⁶ Heidegger, M. – Ebd. S. 28

⁷ Heidegger, M. – Ebd. S. 29

⁸ Heidegger, M. – Ebd. S. 29

deutsche Philosoph es versucht hat, indem er die Metaphern vom *Hirten des Seins* und dessen *Nähe zum Sein* hervorhob, muss trotz der unmöglichen Realisierung des beinahe notwendigen Scheiterns dieses Tugend- oder Existenzideals auf Erden, konzidiert werden, dass die Verwirklichung dieses Ideals auf gewisse Weise einem der Akteure gelingt: Es ist ein namenloser Vater, der von Anfang an, bis zum Ende einer *post-apokalyptischen Odyssee*, seinen Sohn als den kommenden Messias visioniert. *Odysseus* ist nach *Ithaka* zurückgekehrt und er weiß, dass er diese Reise niemals ohne den Sohn, *Telemachos*, hätte bestehen bzw. bewältigen können und er, *Odysseus*, weiß, dass er alles, was er tat, um der Liebe zum Sohn willen tat: „*Ihm (d.h. dem Telemachos) antwortete drauf der herrliche Dulder Odysseus: Wahrlich, ich bin kein Gott und keinem Unsterblichen ähnlich, sondern ich bin dein Vater, um den du herzlich dich grämest und so viele Schmach von trotzigem Männern erduldest. Also sprach er und küsste den Sohn; und über die Wange stürzten die Tränen zur Erde, die lange verhaltenen Tränen.*“⁹

In diesem zuletzt veröffentlichten Roman McCarthy, *The Road*, avanciert der Vater gegenüber seinem Sohn, tatsächlich zu einem *Hirten des Seins*, indem er von Anfang der gemeinsamen Reise an, ahnt, spürt, dass er beim Jahre währenden Kampf um das Leben des Sohnes dem *Sein* ganz nahe ist, denn er ist davon überzeugt, dass sein Sohn ein „Gott“ ist, wohingegen der erblindete Fremde, mit dem der Vater diesen eindringlichen Dialog führt, erwidert, dass es „*schrecklich wäre, mit dem letzten Gott unterwegs zu sein*“.¹⁰ Der Vater jedoch verfügt über ein anderes, insgeheimtes Wissen: „*Er wusste nur, dass das Kind seine Rechtfertigung war. Er sagte: Wenn er nicht das Wort Gottes ist, hat Gott nie gesprochen.*“¹¹

McCarthy's Nachtmeerfahrten: Reisen ins Herz der Finsternis

Ganz im Gegensatz zu diesem oben evozierten, das *Dasein* nobilitierenden Diktum des Philosophen, Martin Heidegger, verrückt Mc Carthy in einer seiner frühesten Erzählungen, „*Outer Dark*“,¹² den Menschen in die weitest mögliche Ferne zum Sein. Alle Reisen, auf die sich die Akteure des McCarthy'schen literarischen Kosmos begeben müssen, sind, vielleicht als Reminiszenz, vielleicht als Hommage an andere, bedeutende Meister des literarisierten Wortes zu verstehen. Allgemein formuliert, bleibt den Rezipienten des Werkes von McCarthy trotz Dunkelheit und abgrundtiefer Verzweiflung als einziger Trost oder einzige Hoffnung, dass der Wille zum Weiterleben auch jene Menschen festigte, die zur jeweiligen Zeit Homers *Odyssee*, Dantes *Divina Commedia*

⁹ Homer, *Ilias. Odyssee*. – In der Übertragung von J. H. Voss. Vollständige Ausgabe, München 2002. Vgl.: XVI. Gesang, S. 660.

¹⁰ McCarthy, Cormac, *The Road*, New York 2006. – Deutscher Titel: *Die Straße*, Hamburg 2007, Vgl.: Ebd. S. 154.

¹¹ McCarthy, C., *Die Straße*. – Ebd. S. 8

¹² McCarthy, C., *Outer Dark*, Deutscher Titel: *Draußen im Dunkel*, Hamburg 1994

oder Joseph Conrads *Heart of Darkness* lasen, ohne ihrem Leben ein Ende zu bereiten: Einer der Gründe mag darin liegen, dass das *animal rationale* mit Hilfe der Vernunft und der Einsicht in die Abgründigkeit seines Daseins, eben diese Abgründigkeit als zu seiner Existenz gehörend, akzeptiert.

Gibt es einen die ins Grauen führenden Etappen begleitend-kommen-tierenden Chorus in der Katastrophenkunst der altgriechischen Tragiker, dann mutet der Weg in die Katastrophe weniger entsetzlich, den Zuschauer, den Leser weniger hilflos, weniger sich selbst überlassend, an: So kommentiert zunächst der Chor jedweden die Handlung retardierenden oder dynamisierenden Dialog, an Stelle eben jenes Chors späterhin der auktoriale Erzählgott treten wird, der zugunsten des spätestens in der Moderne selbst interpretierenden Lesers darauf verzichten wird, Trost und Hoffnung zu spenden – außer, die tragischen Figuren würden beginnen, mit uns selbst zu sprechen, mit uns in jenen geisterhaften Dialog einzutreten, dem wir in der *Odysee* beiwohnen, wenn die Göttin *Athena* mit ihrem Schützling, *Odysseus*, spricht, ihn berät, begleitet und die Leser/innen den literarischen Kosmos als *fiktionalisierten Raum* und dennoch als *spatio-temporales Kontinuum* erleben, innerhalb dessen uns fingierte Räume und Personen lebendig erscheinen, weil sie Teil unseres im *Herzinnenraum* geführten *Polylogs* mit uns selbst und dem *Anderen* sind, ein intra-psychischer Prozess, für den Hölderlin die Bezeichnung der „*eigenen Rede des Anderen*“ wählte.¹³

Begeben wir uns mit dem poetischen Ich des *Autors* Cormac McCarthy auf Reisen, so erscheinen uns diese überwiegend als Höllen- oder Nachtmeerfahrten, als Abstiege in die Unterwelt, jedoch weitet sich unsere Perspektive, ausgehend vom individualisierten Partialblick auf die erschreckende Größe und Macht des Zerstörerischen, zu einer universalisierbaren Einsicht in das universal zerstörte Seiende – Diese Weitung des Blicks, dieses Ausmessen des Grauens, das während des Leseaktes selbst statthat, ist in den meisten Werken McCarthys auf einzelne Personen selbst beschränkt, spätestens in dem Roman *Die Straße* ist der Blick des Verfassers zwar immer noch auf die wenigen auf Erden verbliebenen Individuen konzentriert, er nimmt jedoch die gesamte Menschheit, ja, die zu beklagende, weil zerstörte *Fülle alles Seienden* in den Blick, er nimmt uns mit auf die letzte Reise: *Die Straße* ist Metapher und wahrhaft-wahnhaftige Beschreibung einer

¹³ Friedrich Hölderlin, *Die Wanderung*, „ (...) *Doch als sich ihre Gewande berührt, und keiner vernehmen konnte die eigene Rede des andern, wäre wohl entstanden ein Zwist, wenn nicht aus Zweigen herunter gekommen wäre die Kühlung. Die Lächeln über das Angesicht der Streitenden öfters breitet, und eine Weile sahn still sie auf, dann reichten sie sich die Hände liebend einander.*“ – Vgl.: *F. Hölderlin, Sämtliche Werke und Briefe*, Band I, herausgegeben von Michael Knaupp, München 1992, S. 337-338. – Hölderlin deutet hier an, welche Kraft liebender Kommunikation innewohnt: Sie wirkt verallgemeinernd, dennoch die Differenzen wahren, in dem Sinne, dass sie erhitzte Gemüter kühlt und die Menschen zu lächelnder Gelassenheit befähigt. So ist dieser kurze Versauszug ein poetisches Manifest in dem Sinne, dass die widerstreitenden Stimmen in uns, außer uns, nur dann zur Ruhe gebracht werden können, wenn wir das uns verbindende Allgemeine, hier: die kühlenden, natürlichen Winde, als Initium einer unaufgeregten Kommunikation erkennen, so als ließen die Feuerzungen des Heiligen Geistes nicht nur Geist-in-Flammen zurück, sondern als hätte der Heilige Geist selbst dazu ermahnt, mit Hilfe der erleuchteten Augen des Herzens (Empathie) und des richtigen Gebrauchs der Kräfte des Verstandes und der Vernunft das uns Unverständliche, das unbegreifliche Andere als das uns nahe Stehende, uns Ähnliche, sich uns Annähernde, zu interpretieren.

letzten, quasi-auktorialen Reise, ans Ende der Welt, ans Ende der Zeiten, hin zu der finalisierten, auf wenige Charakter- und Handlungstypen segregierten Menschheit. Für die apokalyptische Vater-Figur in „*The Road*“ gibt es in dieser untergegangenen Welt scheinbar keinen ihn aus den nicht endenden Höllenkreisen führenden *Vergil*. Es gibt ferner keine den *Vater* durch die Macht der weiblichen Gottheit erlösende *Penelope* oder *Beatrice* (vergleichbar dem stets heimkehrenden Odysseus oder dem nach Erlösung durch die weibliche Gottheit suchenden *Dante*).

Für den Leser wiederum, der diese *Straße* betritt, gibt es keinen ihn aus der Hölle der Vernichtung führenden auktorialen Autor, höchstens einen unpersönlichen, im Gespräch mit sich selbst, sich von der Menschheit verabschiedenden, sie verlassenden, sich zurückziehenden *Gott*, der zugleich der zurückgekehrte *Erzählergott* ist, der die Rolle und Funktion des *gnostischen Demiurgen* eingenommen hat, vielleicht auch die des desillusionierten *priesterschriftlichen Redaktors*, da er endlich erkannt hat, dass alles, was er geschaffen hat, böse, verdorben und damit zur Verdammnis bestimmt ist.

Die Abgründigkeit solcher Erzählkunst sowie die mit dieser mytho-poetischen Kunst einhergehende Abkehr oder Abwendung von allen großen *Mythopoesien*, die uns, den Lesern, im Unheil das Heil, in der Verlorenheit und Verzweiflung menschlicher Existenz Hoffnung auf Zukunft, menschenwürdiges und sich wechselseitig achtendes Leben aufschimmern lassen, werden bereits von Anfang an in der mit Wucht daherkommenden Erzählung: *Outer Dark* (dt.: *Draußen im Dunkel*), aus dem Jahre 1968, außer Kraft gesetzt, unsere Hoffnungen auf ein gelingendes Sein, allen Unbilden und Niederlagen zum Trotz, desavouiert.

In *Outer Dark* sind bereits die Motive und Aspekte thematisiert, die wie Leitmetaphern das Werk McCarthys, die Frage nach dem Woher oder Wozu des Bösen präluierend, mäandrierend durchziehen. Hierzu bedarf es eines ersten Kennenlernens der zugrundeliegenden Texte und dies wiederum wird ermöglicht durch eine Analyse des ersten Kapitels, in dessen Verlauf die Geburt eines Kindes beschrieben wird, das der unseligen Verbindung zweier Menschen geschuldet ist; es ist die Geburt eines aus der inzestuösen Verbindung der beiden Geschwister hervorgegangenen Kindes, eine Szenerie des unheimlich Beklemmenden, die McCarthy auf die ihm eigene Weise schildert: „ (...) *Mit Mühe hob er sie wieder aufs Bett. Der Kopf war in einem pulsierenden Blutstrom durchgebrochen. Er stützte das Knie aufs Bett und hielt sie fest. Zog es eigenhändig heraus: den schwächtigen Körper mit der Nabelschnur, die sich ringelwurmhaft auf den blutschlierigen Decken wand, ein mangoldfarbenes Wesen blickte ihn an wie ein gehäutetes Eichhörnchen. Er zupfte ihm mit den Fingern den Schleim vom Gesicht. Es blieb völlig reglos.*“¹⁴

¹⁴ McCarthy, C., *Draußen im Dunkel*, S. 17.

Nach dieser Beschreibung der Geburt begeben wir uns mit dem Vater dem Kindes, der dieses der schlafenden Mutter entwendet hatte durch geisterhafte Landschaften, die auf uns wirken wie eine der Beschreibungen der Danteschen *Hölle*:

„ (...) *An der Brücke verließ er die Straße und schlug einen Uferpfad ein: der angeschwollene Fluss strömte in blutroter Gischt zwischen den Holzstreben hervor und fächerte böse zischend in den Tümpel darunter*“, um, am Ende seines Weges, das Neugeborene in dieser unwirklichen Landschaft des Todes auszusetzen:

„ (...) *Es wimmerte rotfleckig in die hereinbrechende Nacht. Er wich zurück und betrachtete es stumm. Es trat das Handtuch weg und lag nackt mit strampelnden Beinen. Er kniete sich auf die klamme Erde und deckte es wieder zu; dann stand er auf und tappte, ohne sich noch einmal umzublicken, durchs Dickicht davon.*“¹⁵

Dieses Motiv der prekären Aussetzung eines Kindes (oder mehrerer Kinder) mit ungewisser Ausgangssituation, ist in der Weltliteratur ein zwar nicht gängiger, aber immerhin bekannter *Tópos* und erinnert an die mythisch überhöhten Erzählungen der *Anfänge von Kulturen und Zivilisationen*, deren Gründerväter sich buchstäblich aus dem Prekären des Anfangs heraufläutern müssen, um der Volksgemeinschaft das Leben in Fülle zu ermöglichen: So klingt in diesem Zusammenhang die Assonanz an die Zwillinge *Romulus und Remus* an sowie des im Schilfkorb geborgenen *Mose* zu erinnern wäre oder des *armen*, im Gebirge ausgesetzten und durch die Macht der *Ananke* (d.h. des Schicksals oder des Gesetzes der Notwendigkeit) überlebenden Königs *Ödipus* zu gedenken wäre – Ebenso ins Gedächtnis zu rufen wäre die Leidensgeschichte des *Wolfskindes* oder *wilden Kindes, Victor von Aveyron*.¹⁶

Die darauf folgende Rückkehr des Vaters ist vergleichbar dem unaufhaltbaren Taumel eines aus dem Leben Verstoßenen, auch hier macht McCarthy Gebrauch von seiner beeindruckenden Fähigkeit der Beschreibung des *Unheimlichen*, wie es sich mitunter in unseren *Traumlandschaften* manifestiert: „ (...) *Er nahm den Rückweg nicht am Bach entlang, sondern zog querfeldein und orientierte sich dabei am schwachen Lichtschein im Westen. Die Luft war feucht, es windete. Die Nacht sank lang und kühl auf die Bäume, gespenstische Stille stellte sich ein. (...) Längst schon hätte er am Fluss sein müssen, aber noch immer jagte er durch den Wald, die Hände tastend ins Dunkel gestreckt. Irgendwann begann er zu taumeln; in seiner Brust krallte sich eine kalte Klaue nach oben.*“¹⁷

¹⁵ McCarthy, Cormac., *Draußen im Dunkel*, Vgl.: S. 18-19

¹⁶ Auf diese Geschichte rekurriert T.C. Boyle in seiner beklemmend intensiven Novelle: „Wild Child“, sofern er erzählt, dass das Schlimmste, was dem ausgesetzten Victor widerfahren konnte, nicht die Un-bilden und Fährnisse einer im Dschungel verrohten, gleichwohl in rudimentären Zügen vorhandenen menschlichen Existenz, darstellen, sondern die finale Entwürdigung bzw. Entmenschlichung des Wilden Kindes, Victor, vielmehr durch das Unternehmen der Sozialisation, die durch gebündelte pädagogische Bemühungen zugleich Hominisation sein sollte, ein zweites Mal statt hat: Nachdem er die versuchte Ermordung durch die eigene Mutter überleben konnte, fällt Victor seinen eigentlichen Peinigern, den Menschen, in die Hände, ein Ereignis, das seinen Niedergang endgültig besiegelt.: T.C. Boyle, *Wild Child* (2010) / dt. Übersetzung: *Das Wilde Kind*, München 2010.

¹⁷ McCarthy, C., *Draußen im Dunkel*, Vgl.: S. 19

Diese Landschaftsschilderung könnte ebenso der antizipierte Teil einer viel später literarisierten apokalyptischen Vision sein, wie sie uns auf markante Weise im Roman *Die Straße* wieder begegnen wird, in der die Figur des rettend-bergenden Vaters jedoch diametral der Figur des Vaters in der Erzählung *Draußen im Dunkel* entgegensteht. Am Ende parallelisiert McCarthy die Schicksalswege des Vaters und des neugeborenen Sohnes – auch an dieser Stelle findet sich offensichtlich eine Vorwegnahme der Geburtsszene des Sohnes in dem Roman *Die Straße*, allerdings erkennt man in der frühen Erzählung *Draußen im Dunkel* kein positives Zeichen oder Signal dafür, dass das Grauenvolle und Beängstigende, das mit der inzestuösen Zeugung einhergeht, zu kompensieren imstande wäre: Dennoch enthält dieses erste Kapitel bereits das Verdikt über eine Welt, die, in Anlehnung an gnostisches Gedankengut, als *Vorhölle* präfiguriert und sich das eigentlich positiv konnotierte Verständnis menschlicher Existenz in dieser Erzählung in ihr Gegenteil verkehrt, beschrieben als unaufhaltsamen Niedergang und gleichermaßen die Verlorenheit, ja, die Verdammnis des Menschen, leitmotivisch perpetuiert:

„Und wie er so dalag, die Wange am Erdboden, fuhr ein ferner Blitz bläulich Himmel herab, und er sah die Welt wie ein Vogel durch den ersten Riss in der Eischale, ein grelles Zucken von Dunkel zu Dunkel, ein letzter Lichtschein über der Höhle, über dem formlosen weißen Plasma, das auf dem prallen Moosnest strampelte wie ein ausgemergelter Moorhase. Hätte das Kind nicht geschrien, dann hätte er es für eine beinlose Ausgeburt seiner Furcht gehalten. Wimmernd und schluchzend heulte es seinen Fluch über den Pfuhl seiner Geburt; und er lag mit ohnmächtig klappernden Kiefern da und wehrte sich gegen die Nacht, wie ein verrückter, vom Wehklagen der Vorhölle umdrohter Paraklet.“¹⁸

Wurde das Erscheinen des *parakletischen Geistes* noch in den *Manichäischen Hymnen* elegisch gepriesen, so ist diese Darstellung des sich in inzestuöse Schuld verstrickenden Vaters das eigentliche Gegenteil dessen, was unsere Vorstellung mit dem Erscheinen des Parakleten üblicherweise verbindet: *„ (...) Dies ist der Weg der Wahrheit, dies ist die Treppe, die zur Höhe führt, die uns emporführen wird zum Licht. Es ist der Weg von Anfang an, der Erste Mensch und Jesus der Glanz und der parakletische Geist. Du wurdest gerufen, o Seele, damit du auf ihm emporsteigst.“¹⁹*

Also ist das, was der scheinbar detachierte Erzähler, wie aus einer objektiv betrachtenden Perspektive heraus, dokumentiert, das zum Himmel schreiende Gegenstück, die Antithese des Auf- bzw. Emporstiegs der Seele. Viel eher und mehr, so scheint McCarthys Erzähler-Ich nahe zu legen, ist – von Anfang an – die Seele des Menschen für den

¹⁸ McCarthy, Cormac, *Draußen im Dunkel*. – Vgl.: S. 20

¹⁹ Die Gnosis. Der Manichäismus, Band III von „Die Gnosis“. München, Zürich 1995, Vgl.: S. 244 – 245

Niedergang bestimmt, weil keiner auf den Schrei der verlorenen Seelen antwortet, weil kein guter Gott deren noch so kläglich-verstümmeltes Gebet zu erhören sich erbarmt.

The Road / Die Straße – Apokalyptisch-Eschatologische und Soteriologische Aspekte

Konsequent setzt das Schreiber-Ich die Schöpfungen schrecklicher Welten und deren Niedergänge fort: Zuletzt ist es unser Heimatplanet, der dem Destruktionszwang dieses düsteren Autors, McCarthy, zum Opfer fällt. Das Schlimmste dieses Weltuntergangs ist vielleicht in der Tatsache zu sehen, dass alle, die diese *McCarthysche Apokalypse* gelesen haben, beim Lesen das insgeheimste Gefühl beschleicht, hier würde das *Ende der Geschichte* der, wenn nicht jetzigen, so doch der baldig kommenden Menschheit und aller Lebensbedingungen helllichtig, beinahe prophetisch, visioniert: „*Fines hominis*“ und das Ende der „*Omnitudo realitatis*“ fallen in diesem Roman, diesem eigentlich *post-apokalyptischen Szenario*, in eins. – Was McCarthy in *The Road* entwickelt, ist andererseits der vielleicht liebevollste und achtenswerteste Blick, mit dem je ein Autor ins *Herz der Finsternis* geblickt, der erschütterndste Abstieg, den je ein Autor in die Abgründigkeit und Unauslotbarkeit, kurz: ins wilde Herz des Lebens, des Todes, gewagt hat: „*In dem Traum, aus dem er erwacht war, hatte er, von dem Kind an der Hand geführt, eine Höhle durchstreift. Das Licht ihrer Lampe spielte über die feuchten Sinterwände. Wie Pilger in einer Sage, von einem Granitungeheuer verschlungen und zwischen seinen inneren Organen verirrt. Tiefe Steinschächte, in denen das Wasser tropfte und sang, in der Stille ohne Unterlass die Minuten der Erde schlug, ihre Stunden, Tage und Jahre. Bis sie in einer großen Steinhalle standen, in der ein schwarzer, alter See lag. Und am anderen Ufer ein Lebewesen, das sein triefendes Maul aus dem Travertinbecken hob und mit toten Augen, weiß und blind wie Spinneneier, ins Licht starrte. Es schwang den Kopf tief über das Wasser, wie um Witterung von dem aufzunehmen, was es nicht sah. Kauerte dort bleich und nackt und durchscheinend, seine Alabasterknochen als Schatten auf die Felsen dahinter geworfen. Seine Eingeweide, seins schlagendes Herz. Das Gehirn, das in einer Glocke aus stumpfem Glas pulsierte. Es schwang den Kopf hin und her, stieß dann ein leises Ächzen aus, drehte sich um, wankte davon und verschwand lautlos im Dunkel.*“²⁰

Diese Erzählung ist, so traumähnlich und verstörend sie beginnt, gleichermaßen so authentisch und mitreißend konzipiert, dass der Leser dieser Sogwirkung des Unheimlichen sukzessive erliegt und entdeckt, dass er von Beginn an der Erzählung dieser nicht nur atemlos gelauscht, sondern mit dem Vater und seinem Sohn auf dieser

²⁰ McCarthy, C., Die Straße, Vgl.: S. 8 – 9.

Straße, die als Chiffre und Limes das unumkehrbare Ende der Menschheit, der Menschlichkeit und alles Lebendigen anzeigt, gemeinsam entlang irrt, einem unseligen Pilger, einem gefallenen Engel gleich: Es ist unser Schicksal, unsere Straße, unser Lebensweg, es ist zugleich die Art von Heimsuchung und irreversibler Finsternis, mit der wir uns selbst heimsuchen, mittels deren wir uns selbst bestrafen, wodurch wir auf traurige Weise unter Beweis stellen, dass wir es nicht länger verdient haben, *Hüter der Sprache* oder *Hirte des Seins* genannt zu werden. Im Übrigen zeigt sich an dieser Stelle auch, dass die Aktualisierung des *Schöpfungsauftrages* offensichtlich misslungen ist; zumindest scheint er gründlich *fehlinterpretiert* worden zu sein, war er doch – *im Anfang* – so gedacht, dass das mit ihm beauftragte Geschöpf – Mann und Frau – durch die Erfüllung dieses Auftrages nobilitiert und sich so des Prädikats, Sein Ebenbild zu sein, als würdig erwiesen hätten.

Hatte *Gott, der Herr* dem Menschen nicht eindeutig und klar zu verstehen gegeben, dass dieser über die Tiere des Wassers, des Landes und der Lüfte herrschen sollte?

*„Und Gott sprach: Lasst uns Menschen machen in unserm Bild, uns ähnlich! Sie sollen herrschen über die Fische des Meeres und über die Vögel des Himmels und über das Vieh und über die ganze Erde und über alle kriechenden Tiere, die auf der Erde kriechen!“*²¹

Und wenig später, nachdem *Gott, der Herr*, wie angekündigt, den Menschen als Mann und Frau nach dem *Bild Gottes* geschaffen hatte, wendet sich der Schöpfer seinen Geschöpfen zu, segnet sie und spricht sie darauf hin direkt an:

*„Seid fruchtbar und vermehrt euch, und füllt die Erde, und macht sie (euch) untertan; und herrscht über die Fische des Meeres und über die Vögel des Himmels und über alle Tiere, die sich auf der Erde regen!“*²²

Am Ende der Zeiten, so erzählt McCarthy, hat sich dieser Leben erhaltend-bewahrende Auftrag Gottes, so, wie er an den Menschen erging, in sein Gegenteil verkehrt; die darauf folgende Historie der Gattung „Mensch“ muss, so darf man schlussfolgern, eine Geschichte permanent aufeinander folgenden Unglücks oder Unheils gewesen sein, eine Geschichte der zuletzt untergegangenen, zerstörten Erde, die McCarthy dazu veranlasst, ihr Chronist *post mortem* zu sein und über die *Eschata* dieser untergegangenen Welt aus der Sicht der beiden Pilgerer, Vater und Sohn, zu berichten, um gleichsam mittels dieser letzten Chronik der Geschichte der Menschheit, das Verwehen letzter Reste von *Menschlichkeit, Nächstenliebe und Sein für Andere* zu konstatieren.

²¹ Die Bibel. Elberfelder Übersetzung. Wuppertal, 8. Auflage 2001. Vgl.: 1. Mose 1, 26 – 27. – Ebd. S. 2

²² Die Bibel. – Vgl.: 1. Mose 1, 28 – 29. – Ebd. S. 2

Der Schöpfungs- bzw. Bewahrungsauftrag wäre folglich eher als ein Auftrag und eine mit diesem Postulat oder Imperativ einhergehende Verantwortung zu verstehen gewesen: Alles, was anfänglich gut, ja, bestens, gedacht war, im Hinblick auf das Wohlergehen aller Kreaturen, die je dem göttlichen Schöpfungswerk entsprungen sind, ist auf jede nur denkbare Weise gescheitert, bis hin zum atomaren Holocaust (den McCarthy scheinbar randständig erwähnt) – entweder, weil der göttliche Auftrag missverstanden, fehlgedeutet oder dessen Missverstehen schlimmstenfalls beabsichtigt war, in dem Sinne, dass die Menschheit einen *zweiten Sündenfall* riskierte, zumindest kalkuliert hätte, denn, mit John Miltons *Luzifer* gesprochen, ist *herrschen wie man will, den Ehrgeiz wert, selbst in der Hölle* – dort ist *Luzifer lieber Herrscher, als im Himmel Knecht*:

„Hier werden frei zum mindesten wir sein. Hier hat die Allmacht nicht aus Neid gebaut, und treibt uns nicht mehr fort. Wir herrschen hier in Sicherheit, und wenn's nach mir geht, so sei's in der Hölle, herrschen lohnt sich immer: Zu herrschen in der Hölle hier ist mir lieber, als in dem Himmel nur zu dienen.“²³

McCarthy beschreibt analytisch klar diesen Zustand der Seelen, skizziert eine Finsternis, die die Seele der Welt zu umklammern scheint, er greift dabei zurück auf die Metapher der Reise und hebt deren ehemals läuternden Aspekt hervor, in einer Sprache, die Hoffnungslosigkeit ausdrückt und die dennoch nach nichts mehr ausgreift als nach einem Funken, der die Seele der Welt und das Herz der pilgernden Menschen erhellen vermag: *„Da gehen wir über eine Brücke. (...) Das da ist der Fluss. Er fließt nach Osten. Wir folgen der Straße hier entlang dem Osthang der Berge. Das sind unsere Straßen, die schwarzen Linien auf der Karte. Die Staatsstraßen.“²⁴*

Wie bei Dantes *Pilgerreise*, die sich als veritabler Abstieg in die Höllenwelt der Unerlösten erweist²⁵, ist auch McCarthys endzeitlicher „Reisebericht“ als scheinbar aussichtslose Pilgerreise konzipiert, die eigentlich ans Meer, den Anfang und die Urbedingung alles Seienden bedeutend, hätte führen sollen, die jedoch, so ahnt der Leser, in den Abgrund des gähnend-verschlingenden Chaos zu führen droht: *„Spät im Jahr. Er wusste kaum, welcher Monat. Er meinte, dass sie genug Nahrungsmittel hätten, um über die Berge zu kommen, aber man konnte es unmöglich genau wissen. Der Pass auf der Wasserscheide lag über fünfzehnhundert Meter hoch, und es würde sehr kalt sein. Er sagte, alles hänge davon ab, dass sie die Küste erreichten, doch wenn er nachts erwachte,*

²³ Milton, John. - Englischer Originaltitel: *Paradise Lost* (1667), aus dem Englischen übertragen und herausgegeben von Hans Heinrich Meier, Stuttgart 1968. – Vgl.: Erstes Buch, S. 14, V. 301 – 305.

²⁴ McCarthy, C., *Die Straße* – Vgl.: S. 41.

²⁵ Dante Alighieri, *Die Göttliche Komödie*. – Aus dem Italienischen übertragen von W. G. Hertz, München, Zürich, London, 3. Auflage 1994. – Die wohl markanteste Textstelle hierzu lautet: *„Durch mich gelangt man zu der Stadt der Schmerzen, durch mich zu wandellosen Bitternissen, durch mich erreicht man die verlorenen Herzen. Gerechtigkeit hat mich dem Nichts entrissen; mich schuf die Kraft, die sich durch alles breitet, die erste Liebe und das höchste Wissen. Vor mir ward nichts Geschaffenes bereitet, nur ewiges Sein, so wie ich ewig bin: Lasst jede Hoffnung, die ihr mich durchschreitet.“* – Vgl.: Alighieri, D., *Die Göttliche Komödie, Hölle*. III. Gesang. – Ebd. S. 16.

wusste er, dass das alles leeres Gewäsch war, ohne Substanz. Es war gut möglich, dass sie in den Bergen umkamen, und das wäre es dann.“²⁶

Mit ganz wenigen Habseligkeiten ausgerüstet, stets von der Gefahr der Annihilierung bedroht, wagen beide Protagonisten diese *Hadesfahrt* und das Einzige, was den Leser tröstet, ist die vage Hoffnung, dass die Beiden füreinander *da sein* werden – bis zum letzten Atemzug und komme da, was da wolle: „Eine Stunde später waren sie unterwegs. Er schob den Wagen, und sowohl er als auch der Junge trugen Rucksäcke. Die Rucksäcke enthielten Wesentliches. Falls sie den Wagen aufgeben und sich aus dem Staub machen mussten. Am Griff des Wagens war ein verchromter Motorradspiegel befestigt, mit dem er die Straße hinter ihnen im Auge behielt. Er rückte seinen Rucksack zurecht und blickte hinaus auf das verwüstete Land. Die Straße war leer. Unten in dem kleinen Tal die noch graue Schlangenlinie eines Flusses. Reglos und präzise. Entlang dem Ufer ein Packen toten Schilfs. Geht's dir gut?, fragte er. Der Junge nickte. Dann marschierten sie die Asphaltstraße entlang, schlurften durch die Asche, jeder die ganze Welt des anderen.“²⁷

Ebenso darf die hier zitierte Textstelle als kongeniale Annäherung an John Miltons Versepos „*Paradise Lost*“ rezipiert werden, wenn Milton zum Beispiel – aus der Perspektive *Satans* – den Blick über das durch Gottes Zorn zerstörte Land gleiten lässt: „Siehst du das blache Land dort, wüst und leer, Einöde, trostlos, allen Lichts bar, was nicht etwa vom Schwelen dieser Flammen darauf sich fahl und furchterregend wirft? Da lasst uns hinziehn aus der hochgepeitschten Sturzsee des Feuers hier und dort uns ausruhn, wenn anders Ruhe unser dort erwartet, und, unsre kranken Kräfte wieder sammelnd, beraten, wie wir künftig wohl am besten bestürmen unsern Widerpart und wie unsern Verlust wir zu ersetzen trachten, wie dieses grause Unglück wir tilgen, was Hoffnung an Erstarkung uns geben mag, wenn nicht, was an Entschlusskraft die Verzweiflung.“²⁸

Ja, an Entschlusskraft durch Verzweiflung mangelt es der Vater-Figur in McCarthys „*The Road*“ nicht. Auch hier operiert McCarthy mit dem Stilmittel der Verkehrung eines Tatbestands in sein Gegenteil, *Perversion und Konversion* der erzählten Ereignisse in eins.

Hatte in Miltons *Paradise Lost* „Gott, der Herr“ den abtrünnigen, einst schönsten der Engel in seinem Gefolge, wegen dessen Neides auf das neuartige Geschöpf, das sich zwischen ihn und den Allmächtigen stellte, aus dem Himmel geschleudert und in die

²⁶ McCarthy, C., Die Straße. – Vgl.: S. 30.

²⁷ McCarthy, C., Die Straße – Vgl.: S. 9. – Einige Seiten zuvor schildert der Erzähler, wie dieses Rudiment der einstigen „Arche Noah“ entstanden war: „Aus zwei alten Besen, die er gefunden hatte, bastelte er ein Raumgerät, das er mit Draht vor den Rädern des Wagens befestigte, um Hindernisse zu beseitigen, dann setzte er den Jungen in den Korb, stellte sich wie der Führer eines Hundeschlittens auf die hintere Quer-stange, und sie fuhren hügelabwärts, wobei sie den Wagen in den Kurven wie Schlittensfahrer durch Ver-lagerung ihres Körpergewichts lenkten. Es war seit langem das erste Mal, dass er den Jungen lächeln sah.“ – Vgl.: Ebd. S. 21.

²⁸ Milton, John., Das verlorene Paradies – Ebd. : V. 208 – 220. Vgl.: S. 11 – 12 .

Hölle verbannt, war ferner dieser durch Zerstörung entstandene Ort ein Ort, der der Gemütslage des neuen Herrn, „Satan“, adäquat war, so ist in McCarthys Erzählung die Apokalypse zwar auch ein Strafgericht Gottes, eher jedoch eines, das die Menschheit sich selbst zufügt, zumindest auf überwiegende Weise sich selbst zugefügt haben muss:

„Die Uhren blieben um 1 Uhr 17 stehen. Eine lange Lichtklinge, ge-folgt von einer Reihe leiser Erschütterungen. Er stand auf und trat ans Fenster. Was ist das?, fragte sie. Er gab keine Antwort. Er ging ins Bad und betätigte den Lichtschalter, aber der Strom war bereits aus-gefallen. Im Fensterglas ein stumpfer, rosiger Schimmer.“²⁹

Die Perversion oder das Pervertierte dieser ins Haus stehenden *Apokalypse* besteht eben darin, dass der Mensch Rolle und Funktion des abtrünnigen Engels übernommen hat und im buchstäblichen Sinne zum *Luciferos*, zum Überbringer eines unheilvollen Lichtes avancierte, zum *Neuen Prometheus*, dessen technische Errungenschaften sich im Laufe der vergangenen Jahrhunderte und im Zusammenhang mit den unaufhaltsamen Akzelerationsprozessen und daraus hervorgehenden Errungenschaften der wissenschaftlich technischen Zivilisationen, als hochgradig ambivalent erwiesen haben.³⁰ Die *Konversion* oder *Transformation* – das heißt: *Umkehr* und *Verwandlung* alles bis dahin als zerstört und nicht wiederaufbaubar Erlebtem –, von der der Leser glauben muss, dass es sie nicht geben könne, zeichnet sich zumindest an manchen Stellen der Erzählung vage, schemenhaft ab, so dass das nötige Mittel zur *Konversion* oder *Transformation*, die *Hoffnung*, nicht gänzlich verloren gegangen scheint, vergleichbar dem schwachen Abglanz des intrapsychischen Wissens, dass es allen Widrigkeiten, allen Schmerzen zum Trotz – und über sie hinausgehend – auf einer höheren Stufe doch so etwas wie Vollendung der destruierten Welt, der *gefallenen Schöpfung*, geben könne:

„Alles Anmutige und Schöne, das einem am Herzen liegt, hat einen gemeinsamen Ursprung im Schmerz. Wird aus Trauer und Asche geboren. So, flüsterte er dem schlafenden Jungen zu. Ich habe dich.“³¹

²⁹ McCarthy, C., Die Straße. – Vgl.: S. 50.

³⁰ Hans Jonas, Das Prinzip Verantwortung. Versuch einer Ethik für die technologische Zivilisation. Frankfurt am Main 1979 – In dem „Vorwort“ seines epochalen philosophischen Werkes hatte Jonas davon gesprochen, dass der „endgültig entfesselte Prometheus, dem die Wissenschaft nie gekannte Kräfte und die Wirtschaft den rastlosen Antrieb gibt“, nach einer „neuen Ethik“ rufe, die „durch freiwillige Zügel seine Macht davor zurückhält, dem Menschen zum Unheil zu werden“. – Der entscheidende Passus in diesem Zusammenhang der möglichen Unheilsdrohung, lautet jedoch – meines Erachtens – wie folgt: „Dass die Verheißung der modernen Technik in Drohung umgeschlagen ist, oder diese sich mit jener unlösbar verbunden hat, bildet die Ausgangsthese des Buches. Sie geht über die Feststellung physischer Bedrohung hinaus. Die dem Menschenglück zgedachte Unterwerfung der Natur hat im Übermaß ihres Erfolges, der sich nun auch auf die Natur des Menschen selbst erstreckt, zur größten Herausforderung geführt, die je dem menschlichen Sein aus eigenem Tun erwachsen ist.“ – Vgl.: H. Jonas, Ebd. S. 7 – 12. – Vgl.: Peter Blumen, Hans Jonas' planetarische Verantwortungsethik als Zukunftsmodell für ein zu realisierendes Weltethos, in: CONCORDIA. Internationale Zeitschrift für Philosophie. Heft 50 Hrsg.: Fernet-Betancourt, Raúl. – Aachen 2006, S. 3 – 20.

³¹ McCarthy, C. – Die Straße, Vgl.: S. 51.

Eines der bedeutendsten Eingeständnisse des Vaters seinem Sohn gegenüber hinsichtlich dessen Frage, ob die Beiden werden sterben müssen, bietet zugleich die Möglichkeit, die im Oeuvre McCarthys vorherrschende Knappheit und Lakonik der Dialoge, die die Protagonisten miteinander führen, zu entdecken. Sie sind eine Entdeckung, zeigen sie doch die Verknappung als stilistisches Mittel, das McCarthy seit Jahrzehnten seines Schreibens konsequent praktiziert und dynamisiert und dokumentieren gleichermaßen dessen Meisterschaft der beinahe protokollhaft mitgeschriebenen Sätze, heimlich abgelauscht dem intimen Gespräch *der letzten Menschen*:

*„Darf ich dich mal was fragen?, sagte er. Ja. Natürlich. Werden wir sterben? Irgendwann schon. Aber jetzt noch nicht. Gehen wir immer noch nach Süden? Ja. Damit wir es warm haben. Ja. Okay. Okay was? Nichts. Einfach nur okay. Schlaf jetzt. Okay. Ich puste die Lampe aus. Ist das okay? Ja. Das ist okay. Und dann später, in der Dunkelheit: Darf ich dich mal was fragen? Ja. Natürlich. Was würdest du machen, wenn ich sterben würde? Wenn du sterben würdest, würde ich auch sterben wollen. Damit du mit mir zusammen sein kannst? Ja. Damit ich mit dir zusammen sein kann. Okay.“*³²

Der enge Zusammenhalt dieser *Vater-Sohn-Dyade* ist ein tragendes Fundament dieser Erzählung, eine Beziehung, die über allen *Schmerz, alle Trauer* und *alle Asche*, ja, sogar über den leiblichen Tod hinweg, halten und tragen wird.

Eine andere Beziehung, die als ambivalent zu qualifizieren wäre, ist die Beziehung des pilgernden Vaters zu *Gott, dem Herrn*. Es gibt eine signifikante Szene, die – stellvertretend für viele andere – die unmittelbare Nähe des *McCarthyschen* Schreibens zu alt- und neutestamentlich-kanonischen Schriften des Juden- und Christentums, dokumentiert. Die Asche spielt, wie der Leser schnell erkennt, eine ebenso bedeutende Rolle wie andere signifikante Chiffren innerhalb dieses Werkes. Die Asche ist der Rest, die verbrannte Spur, die nie endende Brandspur der *„vorigen Welt von den rauen, irdischen Winden in der Leere hin- und her geweht.“*³³

Die Asche ist ferner das untrügliche Zeichen dafür, dass der *Holocaust* (*griechisch: „holocaustos“, d.h.: „ganz und gar verbrannt“*) bereits stattgefunden hat und dadurch die *Zeit der Apokalypse, die Zeit der Offenbarung der letzten Dinge*, initiiert wurde, so, dass *„alles aus seiner Verankerung gelöst“* wurde. Der Vater wünscht sich, in dieser Situation des Überlebenden, dass sein *„Herz aus Stein“* wäre.

Eines Morgens wachte er im Morgengrauen auf und *„stieg in einen Felsspalt ab, wo er sich hustend zusammenkrümmte und lange Zeit weiterhustete. Dann kniete er einfach in*

³² McCarthy, C., Die Straße – Vgl.: S. 13 – 14.

³³ McCarthy, C., Die Straße – Vgl.: S. 14.

der Asche. Er hob das Gesicht dem erblassenden Tag entgegen. Bist du da?, flüsterte er. Werde ich dich endlich sehen? Hast du einen Hals, damit ich dich erwürgen kann? Hast du ein Herz? Hol dich der Teufel, hast du eine Seele? O Gott, flüsterte er. O Gott.“³⁴

Wie Hiob, der *Mann aus Uz*, der treue Gottesknecht, kniet der Vater, nachdem er in die *Höhle/Hölle* hinabgestiegen ist, in der Asche³⁵ und sucht Gott, sucht den Dialog mit der Seele des *deus absconditus*. Während Hiob jedoch zunächst sagt, dass er Gott, den Herrn, lieben und ihm folgen wolle, auch wenn dieser ihn, Hiob, zur Hölle schicke, so verflucht er später innerhalb seiner verzweifelten Klage den Tag seiner Geburt³⁶ und fleht Gott an, dass dieser sein Leben zerstören möge³⁷ – In Parallelität der Ereignisse hierzu klagt der Vater an dieser Stelle, an der die Zeit stehenbleibt, Gott, den Herrn, an und will, im Sinne *Nietzsches*, an ihm zum *Göttesmörder* werden, weil sich *Gott ohne Seele*, das heißt, ohne Erbarmen und Barmherzigkeit gegenüber den letzten Überlebenden des finalen Gattungsgenozids erweist.

Hatte Nietzsche seinen *tollen Menschen* noch fragen lassen, wie er, wie wir uns von dieser Schuld des *Gottesmordes* reinigen, wie wir das Blut von unseren Händen waschen sollten,³⁸ klagt der Vater innerhalb dieser Textstelle seinerseits *Gott, den Herrn*, an, indem er ihn fragt, wie *Gott, der Herr* das Geschehene verantworten könne, wie *Gott, der Erbarmungs- und Seelenlose*, die Annihilierung der Menschheit, ja, die Zerstörung der Schönheit und Vollkommenheit seines Schöpfungswerkes zulassen konnte, ohne rettend einzugreifen.³⁹

³⁴ McCarthy, C., Die Straße – Vgl.: S. 14.

³⁵ Das Buch Hiob, in: Die Bibel. – Elberfelder Übersetzung, Wuppertal, 8. Auflage 2001. – Vgl.: Hiob 2, 8 – 9, S. 636

³⁶ Das Buch Hiob, in: Die Bibel. – Vgl.: Hiob 3, 1 – 5: „Danach öffnete Hiob seinen Mund und verfluchte seinen Tag. Und Hiob begann und sagte: Vergehen soll der Tag, an dem ich geboren wurde, und die Nacht, die sprach: Ein Junge wurde empfangen! Dieser Tag sei Finsternis! Gott in der Höhe soll nicht nach ihm fragen! Dunkelheit und Finsternis sollen ihn für sich fordern, Regenwolken sollen sich über ihm lagern, Verfinsterungen des Tages ihn erschrecken! – Ebd. S. 637.

³⁷ Das Buch Hiob, in: Die Bibel. – Vgl.: Hiob 6, 9 – 14: „Dass Gott sich dazu entschlösse, mich zu zertreten, dass er seine Hand abzöge und mich vernichtete. So wäre noch mein Trost, und ich würde jubeln in schonungsloser Qual, dass ich die Worte des Heiligen nicht verleugnet habe. Was ist meine Kraft, dass ich warten, und was ist mein Ende, dass ich mich gedulden sollte? Ist meine Kraft die Kraft von Steinen, oder ist mein Fleisch aus Bronze? Ist es nicht so, dass keine Hilfe in mir ist und jedes Gelingen aus mir vertrieben ist?“

³⁸ Nietzsche, Friedrich, Die fröhliche Wissenschaft, Aphorismus 125: „ (...) Der tolle Mensch sprang mitten unter sie und durchbohrte sie mit seinen Blicken. „Wohin ist Gott? rief er, ich will es euch sagen! Wir haben ihn getötet, - ihr und ich! Wir alle sind seine Mörder! Aber wie haben wir diess gemacht? Wie vermochten wir das Meer auszutrinken? Wer gab uns den Schwamm, um den ganzen Horizont weg-zuzwischen? Was taten wir, als wir diese Erde von ihrer Sonne losketteten? Wohin bewegt sie sich nun? Wohin bewegen wir uns? Fort von allen Sonnen? Stürzen wir nicht fortwährend? Und rückwärts, seitwärts, vorwärts, nach allen Seiten? Giebt es noch ein Oben und ein Unten? Irren wir nicht wie durch ein unendliches Nichts? Haucht uns nicht der leere Raum an? Ist es nicht kälter geworden? Kommt nicht immerfort die Nacht und mehr Nacht? (...)“ – Zitiert nach: Nietzsche, F., Kritische Studienausgabe, herausgegeben von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, KSA 3, S.480 – 482. – München, Berlin, New York 1988.

³⁹ Hans Jonas, Der Gottesbegriff nach Auschwitz, schreibt die Erzählung der Lurianischen Kabbala, der die Idee des Zimzum, des Rückzugs und der Selbsteinschränkung Gottes enthält, in Form eines eigenen Mythos fort, indem er von einer totalen Zusammenziehung und Entäußerung ins Endliche des unendlichen Gottes („En-Sof“) ausgeht: „Verzichend auf seine eigene Unverletzlichkeit erlaubt der ewige Grund der Welt zu sein. Dieser Selbstverneinung schuldet alle Kreatur ihr Dasein und hat mit ihm empfangen, was es von Jenseits zu empfangen gab. Nachdem er sich ganz in die werdende Welt hineingab, hat Gott nichts mehr zu geben: jetzt ist es am Menschen, ihm zu geben. Und er

Der Vater in McCarthys „Die Straße“ hat jedoch erkannt – und dies ist offensichtlich seine bitterste Erkenntnis, an der wir als Leser/innen partizipieren müssen –, dass es *kein Wasser* geben wird, mit dem wir uns reinigen und dass es *keine Sühnefeiern* oder *Heiligen Spiele* geben könnten, um uns von dieser Blutschuld zu entsühnen.

Ja, Nietzsche hat prospektiv und prophetisch erkannt, dass *die Größe dieser Tat zu groß für uns* sei (obwohl er im gleichen Text sagen wird, dass „*es nie eine größere That gab*“) und er sich die alles entscheidende Frage stellt, „*ob wir nicht selber zu Göttern werden müssten, um nur ihrer würdig zu erscheinen*“ und dann lesen wir die prekärste und unsicherste Stelle dieses Textes, von der ich annehme, dass McCarthy sie sehr präzise analysiert hat, wissend um ihre hochgradige Ambivalenz: „*Es gab nie eine größere That, – und wer nur nach uns geboren wird, gehört um dieser That willen in eine höhere Geschichte, als alle Geschichte bisher war!*“⁴⁰

Die Ambivalenz dieser Textstelle besteht eben darin, dass wir mit Nietzsches *tollem Menschen*, der uns nahelegt, zu Göttern zu werden, wenn wir aufgrund des Gottesmordes nicht verrückt werden wollen, denken könnten, dass diese Gottwerdung des Menschen möglich sei – oder wir könnten, mittels einer viel radikaleren und schmerzhafteren Lesart zumal, davon ausgehen, dass auch der Wunsch Nietzsches hinsichtlich der Gottwerdung des endlichen Geschöpfes Mensch, einem Denken entspricht, welches eine Mischung aus Hybris und Naivität darstellt, eine nicht realisierbare Melange aus Macht- und Wunschdenken, auf das sich McCarthy nicht hat einlassen können und stattdessen die realistischere Variante der Interpretation dieser entscheidenden Textstelle in Nietzsches *Aphorismus 125* aus der *Fröhlichen Wissenschaft* liefert und deren Artefakt gewordenes Produkt sein Buch „*The Road/Die Straße*“, darstellt.

Und noch etwas hat McCarthys „Vater“ erkannt: Dass, um es mit dem vorhin evozierten Philosophen *Hans Jonas* zu sagen, es keinen allmächtigen Gott gibt, der uns durch sein Eingreifen, retten wird. McCarthy bzw. der „Vater“ will, was wir alle beabsichtigen: Er will wissen, ob ER „da ist“, er will Gott – von Angesicht zu Angesicht – sehen! Wenn das Unmögliche einträte, wenn ER sich uns – und selbst verhüllt – zeigte, ja, mit uns spräche, wie er mit Hiob gesprochen, wie er sich Hiob gezeigt hat, wären wir alles zu ertragen bereit – vielleicht gar seinen Entschluss, uns zur Hölle zu schicken, vielleicht gar sein Eingeständnis, dass er Satan zugestanden hat, uns und unsere Treue zu Ihm, dem Allmächtigen, auf den Prüfstand zu stellen, um heraus zu finden, wie sehr das gottähnliche Geschöpf sich der Größe und Stärke seines Schöpfers anzunähern, wie sehr es sich *als Gott ebenbildlich* zu erweisen vermag. – McCarthy jedoch hat längst eine Entscheidung getroffen: Wissend, dass *der Allmächtige* nicht eingreifen wird, weil er sich zurückgezogen hat, weil er in die Geschehnisse und Schicksale des Menschen nicht mehr

kann dies tun, indem er in den Wegen seines Lebens darauf achtet, dass es nicht geschehe oder nicht zu oft geschehe, und nicht seinetwegen, dass es Gott um das Werdenlassen der Welt gereuen muss.“ – Ebd. Vgl.: S. 46 – 47.

⁴⁰ Nietzsche, F., Die fröhliche Wissenschaft. – Ebd. Vgl.: S. 481.

eingreifen wird, bleibt dem Menschen als Verlorenem und Gestrandetem nichts anderes übrig, als so tun, als hätte er diese Kraft und Schönheit, die der sich zurückziehende, verschwindende Gott – trotz Blut, Verzweiflung und Zerrissenheit – von ihm erwartet, aus sich selbst heraus, zurückgewonnen: die Rückgewinnung, die Wiedererlangung von *Anmut und Schönheit*, die ihren *Ursprung im Schmerz* hat und die aus *Trauer* über das Verlorene – und die daraus hervorgegangene *Asche* – als etwas Unerhörtes und Neues, als einen gegen alle Hoffnungslosigkeit zu wagenden *Neuanfang*, gesehen und verstanden werden muss.

Wie aber können der Vater und der Sohn, die beiden Pilgernden, aus Schmerz und Trauer jemals wieder die Anmut und Schönheit einer irreversibel verlorenen Existenz zurückgewinnen? ⁴¹ – ist diese an *Marcel Proust* erinnernde *Suche nach der verlorenen Zeit* nicht dadurch verunmöglicht, dass die Erinnerungen an gutes und gelingendes Leben bei dem Vater zwar vorhanden, bei dem Sohn hingegen, da er unmittelbar nach Beginn der *Apokalypse* geboren wurde, so gut wie gar nicht realisierbar waren.

Ist nicht die Umschreibung der beiden Pilger als *Migranten in einem Fieberland* ungleich zutreffender, objektiver und den realen Verhältnissen adäquater? Die ersten Jahre der Pilgerschaft der Beiden beschreibt McCarthy auf sehr düstere, keinerlei Hoffnung zulassende Weise: „*In jenen ersten Jahren waren die Straßen mit Flüchtlingen bevölkert, die ihre Kleidung wie ein Leichentuch trugen, Mundschutze und Schutzbrillen aufhatten und in ihren Lumpen am Straßenrand saßen wie verarmte Luftschiffer. Ihre Schubkarren mit Ramsch beladen, Leiter- oder Handwagen ziehend. Die Augen hell in ihren Schädeln, Glaubenslose, leere Hülsen von Menschen, die die Landstraßen entlangwankten wie Migranten in einem Fieberland. Die Hinfälligkeit in allem und jedem endlich zutage getreten (...)*.“ ⁴²

An dieser Stelle der Überlegungen gilt es, eine zumindest kurze, paraphrasierende Bezugnahme auf Ähnlichkeiten und Unterschiede, die zwischen *McCarthys Vorstellung der Apokalypse* oder seine Referenz, die er der Eschatologie erweist einerseits und der *Apokalypse/Offenbarung des Johannes auf Patmos* und deren Intention andererseits zu vollziehen.

⁴¹ McCarthy, C., Die Straße. – Es findet sich, direkt zu Beginn des Buches eine Reminiszenz des Vaters; diese Wiedererinnerung ist vergleichbar der geistigen Antizipation einer gelingend vollzogenen, einer erfüllten Zeit, auf deren Wiederholung der Vater zwar nicht mehr zu hoffen wagt – aber die alleinige Kraft der Erinnerung generiert in der Seele, im Geist des Vaters neue Energien im Hinblick auf das Ertragen und Erdulden einer schier ausweglosen Situation – diese antizipierende Reminiszenz bekommt daher den Stellenwert eines Gebetes oder einer Kontemplation: „*Eine Meile von der Farm des Onkels entfernt gab es einen See, wo sein Onkel und er im Herbst Feuerholz zu holen pflegten. Er saß im Heck des Ruderbootes und ließ seine Hand durch das kalte Kielwasser gleiten, während sein Onkel sich in die Riemen legte. (...) Sie ließen ihre Schuhe auf den warmen, gestrichenen Brettern, zogen das Boot auf den Strand und brachten den Tau befestigten Anker aus. (...) Der See dunkles Glas, und am Ufer gingen die Fensterlichter an. Irgendwo ein Radio. Keiner von ihnen hatte ein Wort gesagt. Das war der vollkommene Tag seiner Kindheit. Der Tag, dem es nachzueifern galt.*“ – Ebd. Vgl.: S. 15 -16 .

⁴² McCarthy, C., Die Straße. – Ebd. Vgl.: S. 28 – 29 .

Norman Cohn (1915–2007), ein britischer Historiker und Religions-wissenschaftler, weist in seiner instruktiven Studie darauf hin, dass am Anfang des apokalyptischen Denkens die Hoffnung auf eine bessere Welt steht.⁴³

In diesem Zusammenhang interessiert den Leser der *McCarthyschen Apokalypse* wie die *Apokalypse/Offenbarung des Johannes* zu situieren ist und darüber hinaus, inwiefern McCarthy Teile der Offenbarung adaptiert und modifiziert hat. – Cohn vertritt die Ansicht, dass die Offenbarung „von Anfang bis Ende ein zutiefst christliches Werk“ sei. Alles „aus der hebräischen Bibel Übernommene“, so begründet er seine Aussage, werde „im christlichen Sinne umgedeutet und in eine christliche Weltsicht eingebaut.“⁴⁴ Aus dem genannten Grund beginnt die Offenbarung des Johannes mit einer „Darlegung ihres Charakters und ihres Zwecks: Gott hat Jesus geoffenbart, was in Kürze geschehen soll, >>denn die Zeit ist nahe<<. Jesus wiederum hat die Offenbarung seinem >>Knecht Johannes<< kundgetan, der nunmehr als Prophet mit der Aufgabe auftritt, die Botschaft weiterzugeben an die Kirche, vertreten durch sieben Gemeinden in der Umgebung von Ephesus. Das Werk hat die Form eines Briefes, und es gibt Anzeichen, dass es zur liturgischen Lesung gedacht war. Johannes empfing die Botschaft auf der Insel Patmos in einer Reihe überwältigender Visionen. Schon die erste Vision stellt den erstandenen Jesus als ein transzendentes Wesen von unvorstellbarer Majestät dar, als Ursprung und Herrn der sieben Gemeinden und der Kirche im Ganzen.“⁴⁵

Ist es in diesem Zusammenhang statthaft, McCarthy als düsteren Propheten einer Offenbarung zu deklarieren, einer Offenbarung, die er, wie seinerzeit Johannes in Form einer „Roman“ oder „Brief“ gewordenen Vision (der auch als Brief an Freunde oder an den eigenen Sohn gedacht werden könnte), verfasst und in dem schreckliche Visionen der bereits untergegangenen Welt einem weltweit staunenden Leserpublikum – vergleichbar den *sieben Gemeinden* – präsentiert wird, das diese Chronik der untergegangenen Welt zwar nicht zur „liturgischen Lesung“ verwendet, aber, damals wie heute, von der Wucht und Zerstörungskraft, mit der „das Böse“, in allen denkbaren Manifestationen, über uns kommt, verstört wurde und verängstigt im Hinblick auf die Zukunft unserer Erde, unserer Kinder, reagiert haben dürfte.

Eine kurze, obgleich kryptische Anspielung an die *Apokalypse/ Offenbarung*, findet sich während der Beschreibung einer nächtlichen Rast der beiden Protagonisten: „Dann saßen sie, in ihre Decken gehüllt, auf einer im Schnee aufgehäuften Matte aus toten

⁴³ Mit dieser Hoffnung geht diese Art des Denkens einher: „Dass es binnen kurzem zu einer wunderbaren Vollendung der Welt kommen wird, in der das Gute zuletzt über das Böse siegt und es ein für alle Mal zu Nichte macht; dass die menschlichen Werkzeuge des Bösen dann entweder leiblich vernichtet oder sonst wie beseitigt werden; dass die Auserwählten daraufhin in einträchtiger und konfliktfreier Gemeinschaft auf einer verwandelten und geläuterten Erde leben werden – diese Erwartung hat in unserer Zivilisation eine lange Geschichte hinter sich.“ – Cohn, Norman., Die Erwartung der Endzeit. Vom Ursprung der Apokalypse. – Frankfurt am Main und Leipzig, 1. Auflage 1997. – Ebd. Vgl.: S. 9.

⁴⁴ Cohn, Norman, Die Erwartung der Endzeit – Vgl.: S. 322.

⁴⁵ Cohn, Norman, Die Erwartung der Endzeit – Vgl.: S. 323.

Tannenzweigen, schauten ins Feuer und tranken den letzten Rest des Kakaos, den sie vor Wochen ergattert hatten. Es schneite wieder, langsam aus der Schwärze herabrieselnde Flocken. Er döste in der wunderbaren Wärme. Der Schatten des Jungen strich über ihn. Mit einem Bündel Holz in den Armen. Er sah ihm zu, wie er die Flammen entfachte. Gottes Feuerdrache. Funken stoben auf und erstarben im sternenlosen Dunkel. Nicht alle letzten Worte sind wahr, und diese Wohltat ist, obwohl ihres Bodens beraubt, nicht weniger real.“⁴⁶ Der von McCarthy erwähnte „Feuerdrache Gottes“ ist offensichtlich eine Anspielung an die Johanneische Offenbarung, an dieser Stelle der Erzählung jedoch positiv konnotiert, so dass bereits spurenhafte deutlich wird, dass der „Sohn“ eine gewisse Macht über die Elemente ausübt: Die zerstörend-vernichtende Kraft der apokalyptischen Feuerwalze (sei es durch Menschen oder durch eine kosmische Katastrophe hervorgerufen) wird hier als durch den Sohn gebändigt dargestellt und die unmittelbar darauf folgende Textstelle ist bereits eine Antizipation der –noch schwachen– messianischen Wirkkraft des Sohnes: „Als er gegen Morgen erwachte, war das Feuer bis auf die Glut niedergebrannt, und er ging auf die Straße hinaus. Alles war erleuchtet. Als kehrte die verlorengegangene Sonne endlich wieder.“⁴⁷

In der Offenbarung des Johannes hingegen ist das Auftreten des Drachen negativ konnotiert, zumal er ausschließlich die destruktiven Chaos-Energien repräsentiert, die Gegenseite der kosmischen Kräfte, denen der gegenüber der Drache überlegen scheint: „Und es erschien ein anderes Zeichen im Himmel: und siehe, ein großer, feuerroter Drache, der sieben Köpfe und zehn Hörner und auf seinen Köpfen sieben Diademe hatte; und sein Schwanz zieht den dritten Teil der Sterne des Himmels fort; und er warf sie auf die Erde.“⁴⁸

Im weiteren Verlauf der Erzählung wird diese schwache messianische Kraft des Sohnes größer werden, obgleich sie niemals an die triumphierende Macht des von Johannes in der Apokalypse beschriebenen, endzeitlichen, in „unvorstellbarer Majestät“ agierenden Gottessohnes und Weltenretters heranreichen wird: es ist eher, so imaginiert McCarthy, die Kraft eines Kindes, das durch seine Kindlichkeit oder die Reinheit des Herzens die Welt oder deren Restbestände zu retten vermag, einer Welt im Endstadium, wie sie trostloser und zerstörter kaum vorgestellt zu werden vermag: „Dunkel des unsichtbaren Mondes. Die Nächte inzwischen geringfügig weniger finster. Am Tag umkreist die verbrannte Sonne die Erde wie eine trauernde Mutter mit einer Lampe. In der Morgendämmerung auf dem Bürgersteig sitzende Menschen, halbe Brandopfer, in ihren Kleidern qualmend. Wie gescheiterte Selbstmörder einer Sekte.“⁴⁹

⁴⁶ McCarthy, C., Die Straße. – Vgl.: S. 31.

⁴⁷ McCarthy, C., Die Straße. – Vgl.: S. 31.

⁴⁸ Die Bibel. Elberfelder Übersetzung. – Vgl.: Die Offenbarung 12, 3 – 5 .

⁴⁹ McCarthy, C., Die Straße. – Vgl.: S. 33.

In einer ähnlich beschriebenen Szenerie zu Beginn ihrer Pilgerschaft stoßen die beiden Wanderer zunächst auf eine im Teer abgeformte Fußspur, dann sehen sie einen die Straße entlangschlurfenden Mann – eher: den verbrannten Rest eines Menschen: „*Er sah ebenso verbrannt aus wie die Landschaft, seine Kleidung war versengt und schwarz. Eines seiner Augen war zugeschwollen, und sein Haar war nichts als eine nissige Aschenperücke auf seinem geschwärzten Schädel. Als sie ihn passierten, senkte er den Blick. Als hätte er etwas verbrochen. Seine Schuhe wurden von Draht zusammengehalten und waren teerverkrustet, und er saß stumm da, in seinen Lumpen vornübergebeugt.*“⁵⁰

Der Junge möchte dem Verbrannten helfen, der Vater erwidert, dass man nichts mehr für ihn tun könne, in einem späteren Gespräch erklärt der Vater, dass sie ihre Habseligkeiten nicht mit dem Sterbenden hätten teilen können. Sonst gäbe es für sie beide keine Möglichkeit des Weiter- oder Überlebens. Dieses Grundmotiv: Mitleid und Barmherzigkeit auf Seiten des Sohnes einerseits und beinahe gnadenlose Härte – um nicht zu sagen: Unbarmherzigkeit – variiert McCarthy verschiedentlich und benutzt es als Stilmittel bis zum Ende des Romans, um die Verschiedenheit und Andersheit – trotz unendlicher Nähe – zwischen Vater und Sohn zu skizzieren.

Obwohl die Verhaltensweisen der beiden Pilger sicher auch ihren jeweiligen Lebenserfahrungen und Einschätzungspotential der sie bedrohenden Gefahren geschuldet sind, erscheint eben dieses Verhältnis als eines, das von Anfang an klar definiert ist – denn, wie bereits am Anfang festgehalten, ist das Kind die Rechtfertigung des Mannes und für den Vater ist *das Kind die Verkörperung des Wortes Gottes* – wäre dem nicht so, *dann hätte Gott nie gesprochen.*⁵¹ - Es gibt nur eine Sorge, die den selbst schwer erkrankten, stets Blut hustenden Vater, aufrecht hält: die Rettung des Sohnes von Kannibalen, die auf Menschenjagd sind und allen anderen Unbilden, die das Kind in dieser immer währenden Finsternis bedrohen.

Um dieser letzten, größten Sorge eine ungleich geringere Gewissheit der Hoffnung entgegen zu setzen, geht der Vater davon aus, dass, wenn alle Hoffnung verloren ist, er den Sohn töten müssen: „*Er betrachtete den schlafenden Jungen. Bringst du es fertig? Wenn es so weit ist? Bringst du es wirklich fertig?*“⁵²

Wenn McCarthy an dieser Stelle der Erzählung das alttestamentliche Thema des Sohnesopfers aufgreift, ist zugleich auf seine Variation des erzählerischen Motivs zu achten. In 1. Mose 22 spricht der biblische Redaktor von *Abrahams Opfergang nach Morija*: Erzählt wird erneut (wie im *Buch Hiob*) eine Geschichte der Prüfung, innerhalb deren die Liebe Abrahams gegenüber Gott Thema und Inhalt dieser Treue zu Gott ist. Auf ihre Intensität hin getestet werden die Liebe und Treue Abrahams zu Gott, indem sich

⁵⁰ McCarthy, Die Straße. – Vgl.: S. 47.

⁵¹ McCarthy, C., Die Straße. – Vgl.: S. 8

⁵² McCarthy, C., Die Straße. – Vgl.: S. 29.

Abraham fragen lassen muss, ob seine Gottesliebe größer sei als die Sohnesliebe: „Und er sprach: Nimm deinen Sohn, deinen einzigen, den du liebhabst, den Isaak, und ziehe hin in das Land Morija, und opfere ihn dort als Brandopfer auf einem der Berge, den ich dir nennen werde.“⁵³

Der entscheidende Unterschied zwischen Abraham und dem Vater in McCarthy's „Die Straße“ ist zunächst nicht ersichtlich, wird aber gegen das Ende der Erzählung hin sehr deutlich. Während Gott, der Herr, zufrieden ist hinsichtlich *Abrahams Treue/Furcht* vor Ihm, ersichtlich wenn ER seinen Engel zu Abraham sagen lässt: „Strecke deine Hand nicht aus nach dem Jungen, und tu ihm nichts! Denn nun habe ich erkannt, dass du Gott fürchtest, da du deinen Sohn, deinen einzigen, mir nicht vorenthalten hast“,⁵⁴ würde der Vater seinen Sohn niemals – auch keinem Gott – als Opfer darbringen, außer er würde Vergewaltigung und Abschachtung des Sohnes mit dessen vorheriger Tötung verhindern können: „Du wolltest wissen, wie die Bösen aussehen. Jetzt weißt du es. Vielleicht passiert das wieder. Meine Aufgabe ist es, auf dich aufzupassen. Damit hat mich Gott beauftragt. Ich bringe jeden um, der dich anfasst. Verstehst du?“⁵⁵

McCarthy's Bezugnahme auf das *alttestamentliche Opferritual* ist lakonisch verknappt, aber umso deutlicher in ihrer Nähe zum antiken literarischen Vorbild: „Sie hockten auf der Straße und aßen kalten Reis und kalte Bohnen, die sie schon vor Tagen gekocht hatten. Die schon zu gären begannen. Kein Platz, wo man ein Feuer machen konnte, das nicht zu sehen sein würde. Im Dunkeln und in der Kälte schiefen sie aneinandergeschmiegt zwischen den stinkenden Steppdecken. Er hielt den Jungen an sich gedrückt. So dünn. Mein Herz, sagte er. Mein Herz. Aber er wusste, dass es, auch wenn er ein guter Vater war, trotzdem durchaus so sein könnte, wie sie gesagt hatte. Dass der Junge das Einzige war, was zwischen ihm und dem Tod stand.“⁵⁶

In diesem Buch, das gattungsmäßig nicht leicht einzuordnen ist, finden sich, wie gezeigt, nicht nur Elemente, die wir der apokalyptischen, der literarisch-philosophischen, sondern darüber hinaus der theologischen Tradition subsumieren können. Es gibt einige Stellen, die neben, mit und gegen alle Hoffnungslosigkeit, wie sie sich vor allem aus den apokalyptisch-eschatologischen Aspekten speist, hervorzuheben sind, da sie – als evident soteriologisch fungierende Passagen – die *Aspekte der Hoffnung, der Erlösung* thematisieren. Wie bereits her-vorgehoben, gehört dazu mit Sicherheit das Diktum des Vaters, dass aus *Schmerz und Trauer* die existenzzerhellenden und erlösenden Elemente der *Anmut und der Schönheit* hervorgehen – so, als bliebe Etwas, Etwas, das mehr ist als die nicht endende *Spur der Asche*, die als pulverisiert-atomisierte *Erinnerungsspur* der stattgehabten Annihilierung fast alles Lebendigen den Roman leitmotivisch durchzieht

⁵³ Die Bibel. Elberfelder Übersetzung. – Vgl.: 1. Mose 22, 2 – 3. – Ebd. S. 24.

⁵⁴ Die Bibel. – Vgl.: 1. Mose 22, 12 – 13. – Ebd. S. S.24

⁵⁵ McCarthy, C., Die Straße. – Ebd. S 71

⁵⁶ McCarthy, Cormac, Die Straße – Ebd. S. 29.

und dennoch nicht als einziges Motiv übrigbleibt, sondern durch andere Motive, wie die oben genannten, komplementär ergänzt wird. Ebenso dürfen die soteriologischen Aspekte, die sich spezifisch auf religiöse Rituale der Menschheit beziehen, nicht unterschlagen werden. Ich werde deren nur einige nennen, bin jedoch davon überzeugt, dass auf sie als veritables Gegengewicht, als Antidot gegen die Endgültigkeit des Todes, rekurriert wurde.

Es ist eine schreckliche Szene, von deren Ende ausgehend, das *Ritual der Waschung, der Reinigung*, initiiert wird. Nachdem der Vater den potentiellen Mörder seines Sohnes, einen mit anderen marodierenden und Menschenfleisch jagenden Kannibalen, mit der vorletzten, in seinem Revolver verbliebenen Kugel erschossen hat, müssen Vater und Sohn vor dieser großen Gefahr der Menschenjäger fliehen, der Sohn ist soeben dank der Kaltblütigkeit und des Mutes seines Vaters, knapp dem eigenen Tod entgangen, er ist traumatisiert, in seinem Haar klebt das Hirn des Erschossenen: „Das Wasser war so kalt, dass der Junge weinte. Sie bewegten sich den Kiesstreifen entlang, um frisches Wasser zu finden, und er wusch ihm das Haar noch einmal, so gut es ging, und hörte schließlich auf, weil der Junge vor Kälte stöhnte. Er trocknete ihn mit der Decke ab, kniete dabei im Schimmer des Lichts, das den Schatten des Brückenunterbaus wie zerbrochen auf die Baumstümpfe jenseits des Flüsschens warf. Das ist mein Kind, sagte er. Ich wasche ihm das Gehirn eines Toten aus dem Haar. Das ist meine Aufgabe. Dann wickelte er ihn in die Decke und trug ihn zum Feuer.“⁵⁷

Unmittelbar auf diese Szene folgt deren erweiternde Interpretation durch den Erzähler selbst. Der Vater setzt sich mit dem Sohn ans Feuer, er hält ihn in den Armen, zaus ihm das Haar, um es nach der vorangegangenen „Waschung“ zu trocknen: „Dies alles glich einem uralten Ritual der Salbung. So sei es. Beschwöre die Formen herauf. Wenn du nichts anderes hast, ersinne aus dem Nichts Zeremonien und hauche ihnen Leben ein.“⁵⁸

Dies ist der rituelle Ort – inmitten eines post-apokalyptischen Szenarios –, an dem der Ursprünge der Religionen gedacht und an dem gleichzeitig eine neue Religion, gleichsam aus der Asche, in ihrer Kargheit, Schönheit und Anmut, vor den Augen des Betrachters entsteht: Es ist der Ort, an dem der Vater dem Sohn huldigt, der Ort, an dem er ihn inthronisiert – als König seines Herzens, als König eines verschwindenden Rests der einstigen Menschheit. Bei der Erinnerung und Neu-Erfindung archaischer Rituale, aus denen die Religionen hervorgegangen sein könnten spielt das Entfachen und das Hüten des Feuers eine entscheidende Rolle, weil diesem Element nicht nur zerstörende, sondern auch Leben bewahrende, den Leib vor Kälte schützende Energie innewohnt:

„Nachts erwachte er von der Kälte, stand auf und machte mehr Holz für das Feuer klein. Die Formen der kleinen Äste brannten leuchtend orange in der Glut. Er blies die

⁵⁷ McCarthy, Cormac. Die Straße – Ebd. S. 68 – 69.

⁵⁸ McCarthy, C. – Die Straße – Ebd. S. 69.

Flammen an, häufte das Holz darauf und setzte sich, an den steinernen Brückenpfeiler gelehnt, im Schneidersitz davor.“⁵⁹

Dieses archaische Ritual, das an die Anfänge der Menschheit und an die Geburtsstunden der Religiosität oder Spiritualität, das heißt: an das Erwachen des höheren Bewusstseins, erinnert oder gemahnt, erreicht seinen Höhepunkt, als der Vater zu dem schlafenden Sohn geht und in einer Hinwendung zu diesem all seine Liebe in einer zärtlich-behutsamen, das Leben bewahrenden Geste, zum Ausdruck zu bringen versteht: „*Er stand auf, schleppte frisches Holz unter die Brücke. Er stand da und lauschte. Der Junge rührte sich nicht. Er setzte sich neben ihn und strich ihm über das fahle, wirre Haar. Goldener Kelch, gut, um einen Gott zu beherbergen. Bitte sag mir nicht, wie die Geschichte endet.“⁶⁰*

Wie die Geschichte tatsächlich endet, werden wir nie erfahren, aber ein Ende, neben anderen, die McCarthy offen lässt, ist eines der am meisten berührenden. Es sollte – zumindest kurz – darauf eingegangen werden. Zuvor jedoch sollen einige Stationen der Pilgerschaft des Vaters und seines Sohnes durch das verwüstete Land nicht unerwähnt bleiben. Eines Morgens entdeckt der Sohn in der Einfahrt eines Hauses einen Jungen, der ungefähr in seinem Alter ist. Die Kontaktaufnahme scheitert, der Junge ist verzweifelt, er sorgt sich, dass der andere kleine Junge niemanden hat, der sich um ihn kümmert, der Vater versucht vergebens, ihn zu beschwichtigen: „*Ich habe Angst um den kleinen Jungen. Ich weiß. Aber ihm passiert schon nichts. Wir sollten ihn holen, Papa. Wir könnten ihn holen und mitnehmen, und den Hund auch. (...) Und ich würde dem kleinen Jungen die Hälfte von meinem Essen abgeben. Hör auf. Es geht nicht. Er weinte wieder. Was wird aus dem kleinen Jungen?, schluchzte er. Was wird aus dem kleinen Jungen?“⁶¹*

Die Mitmenschlichkeit und die damit einhergehende Fürsorge sind Verhaltensweisen, die den Sohn auf signifikante Weise hinsichtlich seines Éthos auszeichnen, verdeutlicht wird diese Feststellung im Rückblick auf eine Begegnung mit einem einsamen Wanderer, einem alten, fast erblindeten Mann: „*Er hatte keinerlei Schuhe, die um seine Füße gewickelten Lumpen und Pappstücke waren mit einem grünen Bindfaden fixiert (...) Er sah aus wie ein von einem Karren gefallenes Lumpenbündel.“⁶²* Der Sohn weiß, dass der blinde Wanderer Angst um sein Leben hat, er will ihm etwas zu essen geben: „*Essen Sie das, sagte der Junge. Es ist gut.“⁶³* Der alte Mann, dem der Sohn die Hand reicht, um ihn zu führen, heißt Ely, über ihn heißt es: „*Saß da wie ein ausgehungertes, zerlumptes Buddha und starrte in die Glut.“* Der alte Mann, der sich Ely nennt, sagt, dass man gar nicht wüsste, wenn man der letzte Mensch auf der Erde wäre und er sagt auch: „*Es gibt keinen Gott, und wir sind seine Propheten.“* Über den Jungen sagt er: „*Als ich den*

⁵⁹ McCarthy, C., Die Straße – Ebd. S. 69.

⁶⁰ McCarthy, C., Die Straße. – Ebd. S. 69.

⁶¹ McCarthy, C., Die Straße. – Ebd. S. 78 – 79.

⁶² McCarthy, C., Die Straße. – Ebd. S. 144 – 145.

⁶³ McCarthy, C., Die Straße. – Ebd. S. 146

Jungen gesehen habe, habe ich gedacht, ich wäre gestorben. Sie haben geglaubt, er wäre ein Engel?“ Der Vater fragt daraufhin: „Und wenn ich Ihnen nun sage, er ist ein Gott? Der Alte schüttelte den Kopf. Über so was bin ich hinaus. Wo keine Menschen leben können, ergeht es Göttern nicht besser. Das werden sie schon noch sehen. Es ist besser allein zu sein. Deshalb hoffe ich, es stimmt nicht, was Sie sagen, denn mit dem letzten Gott unterwegs zu sein wäre schrecklich, deshalb hoffe ich, es stimmt nicht. Wenn alle weg sind, wird alles besser.“⁶⁴

Einem Dieb gegenüber, der ihnen alle letzte Habe entwendet hatte und den der Vater stellen konnte, will er, der Sohn, trotzdem helfen: *„Und während sie in Richtung Süden losmarschierten, blickte sich der weinende Junge immer wieder nach der nackten, zaundürren Gestalt um, die zitternd und die Arme um sich geschlagen, auf der Straße stand. Ach. Papa, schluchzte er. (...) Er ist nicht weg, sagte der Junge. Er blickte auf. Das Gesicht rußverschmiert. Er ist nicht weg. Was willst du denn machen? Ihm einfach nur helfen, Papa. Einfach nur helfen. (...) Er hat bloß Hunger gehabt, Papa. Er wird sterben. (...) Er hat solche Angst. Papa.“* Der Vater legt daraufhin Schuhe und Kleider des Mannes, die auszuziehen er ihn vorher gezwungen hatte, *„als kleines Häufchen auf die Straße. Er beschwerte sie mit einem Stein. Wir müssen gehen, sagte er. Wir müssen gehen.“⁶⁵*

Emmanuel Levinas könnte für die oben aufgeführten Stellen aus der Erzählung „Die Straße“ als ethisches Vorbild Pate gestanden haben. Für ihn, Levinas, ist der Zugang zum Antlitz von vornherein ethischer Art. So formuliert er etwa in „Ethik und Unendliches“: *„Zunächst gibt es da die eigentliche Geradheit des Antlitzes, seine gerade, schutzlose Darbietung. Die Haut des Gesichtes ist die, die am meisten nackt, am meisten entblößt bleibt. (...) Im Antlitz gibt es eine wesentliche Armut. (...) das Antlitz ist exponiert, bedroht, als würde es uns zu einem Akt der Gewalt einladen. Zugleich ist das Antlitz das, was uns verbietet, zu töten.“⁶⁶* Innerhalb der Levinas'schen Ethik des Angesichts des Anderen verwirklicht sich die authentische Beziehung zum Anderen im Gespräch, es ist, so führt Levinas aus *„die Antwort oder die Verantwortung, die diese authentische Beziehung darstellen.“* – Es ist, als wüsste der Sohn, dass er für den nackten, im Stich gelassenen Anderen, hier: den Dieb, verantwortlich ist, eine Verantwortlichkeit, *„die ausschließlich mir obliegt und was ich menschlicher Weise nicht ablehnen kann. Diese Last ist eine höchste Gnade des Einzigen.“⁶⁷* – Und tatsächlich, wie in einer insgeheimen Korrespondenz zwischen Levinas' und McCarthy's Ethik, ist sich der Sohn dieser, seiner nicht auswechselbaren, nicht entfremdbaren Identität als Subjekt, aus der die absolute Verantwortlichkeit für den Anderen hervorgeht, bewusst, indem der Sohn auf die

⁶⁴ McCarthy, C., Die Straße. – Ebd. S. 154

⁶⁵ McCarthy, C., Die Straße. – Ebd. S. 229 - 230

⁶⁶ Levinas, Emmanuel, in: Ethik und Unendliches: Gespräche mit Philippe Nemo. Wien, 2. Auflage 1992. – Ebd. S. 64

⁶⁷ Levinas, Emmanuel. – Ethik und Unendliches. – Ebd. S. 78

Aussage des Vaters: „Du bist nicht derjenige, der sich um alles Gedanken machen muss“, erwidert: „Doch das bin ich, sagte er. Ich bin derjenige.“⁶⁸

Die Geschichte der Pilgerschaft von Vater und Sohn endet so: „Ungezählt und unverzeichnet schleppten die Tage dahin (...) Die Nächte totenstill und totschwarz. So kalt. Sie redeten kaum noch. Er hustete unentwegt, und der Junge sah zu, wie er Blut spuckte. Sich dahinschleppte.“⁶⁹ – Dies ist der Beginn der Zeremonie des Abschieds der Beiden voneinander: Sie kampieren ein letztes Mal zusammen, der Vater muss sich hinlegen, er kann nicht weiter, er weiß, dass dies der Ort ist, an dem er sterben wird: „Der Junge saß da und betrachtete ihn mit feucht werdenden Augen. O Papa, sagte er.“ Es folgt ein Bekenntnis des Vaters: „Sieh dich um, sagte er. In der langen Chronik der Erde gibt es keinen Propheten, dem hier und heute nicht die Ehre erwiesen würde. In welcher Form du gesprochen hast, du hattest recht.“⁷⁰ Der letzte Rat, den der Vater, der sterbende Gott, seinem Sohn, dem zukünftigen Messias, erteilt: „Du musst immer weiter gehen. Du weißt nicht, was es weiter die Straße entlang geben könnte. Wir haben immer Glück gehabt. Du wirst wieder Glück haben. Du wirst es sehen. Geh nur. Das ist schon in Ordnung. (...) Du musst das Feuer bewahren. (...) Es ist in dir. Es war immer da. Ich kann es sehen. (...) Ich kann meinen Sohn nicht tot in den Armen halten. Ich dachte, ich könnte es, aber ich kann nicht. (...) Mein ganzes Herz gehört dir. Das war schon immer so. Du bist der Beste. Das warst du schon immer. Wenn ich nicht mehr da bin, kannst du immer noch mit mir reden, und ich werde mit dir reden. Du wirst sehen.“⁷¹

⁶⁸ McCarthy, C., Die Straße. – Ebd. S. 229

⁶⁹ McCarthy, C., Die Straße. – Ebd. S. 241.

⁷⁰ McCarthy, C., Die Straße. – Ebd. S. 245

⁷¹ McCarthy, C., Die Straße. – Ebd. S. 246